

## Die Zehenjungfrau

Ich war fünfundzwanzig und alle meine Zehen waren noch da. Ebenso die Finger und die Ohrmuscheln. Es war eigentlich dasselbe, wie Jungfrau zu sein.

Von meinem Knochenmark und den anderen inneren Organen ganz zu schweigen. Man sah mir sofort an, dass sie noch da waren. Niemand begann mit dem Lungenflügel oder einem Stück Leber, sofern er nicht selbstzerstörerisch war.

Wenn ich jemand Neues traf, versuchte ich, den Mund geschlossen zu halten, damit die Vorstellung fehlender Zähne die Situation irgendwie rettete. Denn auch die Zähne hatte ich, alle zweiunddreißig.

Ich hatte weder mit meiner Lebenszeit Handel getrieben noch meine Erinnerungen verkauft. Kurz gesagt: Ich lebte überhaupt nicht.

Das Einzige, von dem ich mich in meinem Leben zu trennen getraut hatte, waren die Haare. Sie wuchsen immer nach. Meine Mutter hatte mein erstes Haarbüschel verkauft, da war ich noch nicht ein Jahr alt. Sie selbst hatte nichts mehr zu geben. Meine Mutter hatte ihren Verstand verkauft, um mich zu bekommen, und mein Vater hatte nicht versucht, sie aufzuhalten. In ihren letzten Jahren war sie nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Ich wollte nicht werden wie meine Mutter.

Draußen schneite es leicht. Eisblumen hatten die Fenster der Veranda erobert. Mein Atem dampfte, die Veranda war nicht beheizt. Der Koffer wartete brav neben der Tür. Der Gedanke an Großtante Auroras Beerdigung war nicht gerade verlockend. Es gehörte sich nicht, so zu denken, aber ich hatte sie in meinem Leben nur zwei- oder dreimal gesehen und bei diesen Gelegenheiten hatten wir uns auch nicht unterhalten.

Vom Hof ertönte ein Hupen. Ich hob den Koffer an und trat hinaus.

Mein Cousin wartete im Hof in einem Auto, das so neu war, dass es funkelte.

„Hab ich letzte Woche gekauft“, sagte er, tätschelte das Armaturenbrett, schaute dann mich an.

„Und bei dir alles beim Alten?“

Ich nickte. In meinem Leben passierte nichts, was der Rede wert gewesen wäre, allerdings gab ich auch wegen etwas so Oberflächlichem wie einem Auto keine Stücke von mir weg. Ich hatte die Preise durchaus gesehen. Für jedes Extralachen musste man Tränen eindosen, zum Kauf von Freunden reichte kein unbedeutender Körperteil.

Ich wagte nicht zu fragen, was mein Cousin gegeben hatte, obwohl auch ich ständig nach Intimitäten gefragt wurde. Wer noch alle Glieder hatte, wurde zum Kuriosum der Verwandtschaft und zur Besonderheit, die man belagern und bestaunen durfte.

Gut gemeinte Ratschläge strömten aus jeder Richtung. „Für den Mount Everest sollte man sich die Finger aufsparen.“ „Ich musste mich zwischen der Hochzeit und meiner Milz entscheiden.“

„Vielleicht fändest du etwas schneller einen Freund, wenn du etwas abgeben würdest. Zwei oder drei Lebenstage mehr oder weniger am Ende, das merkst du dann nicht mal mehr.“

„Zehenjungfrau“, dachte sich ein Witzbold aus.

Zehenjungfrau.

Manchmal wollte ich entgegen, dass ich lieber in einem Stück ins Grab wandern wolle, als Liebe zu erkaufen. Aber das klang überheblich. Ich mochte den Gedanken, dass auch ich einen Zweck hatte, so wie ich war. Dass mich etwas erwarte und ich auf etwas warten würde. Irgendwann wäre ich noch glücklich über meine Zehen, die alle noch übrig waren.

Mein Cousin redete über dies und das und ich hörte mit halbem Ohr zu, bis mich plötzlich eine Frage aus dem Zählen der Telefonleitungen riss.

„Wie viel ist wohl von Großtante Aurora übrig, was meinst du?“, fragte er.

„Kann ich nicht sagen.“

„Ist bestimmt wenig geworden“, vermutete er und hielt an einer Kreuzung. „Hat die eine Niere schon in den Siebzigern in Deutschland verkauft. Und mit dem einen Auge für das Studium dort bezahlt. Und die letzten Jahre ein echt wildes Leben geführt, wie man hört. Sich ihre Träume erfüllt. Das Schlimmste war natürlich, woran sie angeblich gestorben ist ... Hoffentlich stimmt das Gerücht nicht.“

„Welches Gerücht?“

„Wäre hässlich, davon zu reden, wenn es doch nicht wahr ist.“

Mein Cousin klappte den Mund zu wie eine Muschel.

Die Fahrt im Schneegestöber fühlte sich wie eine Ewigkeit an. Schließlich trafen wir am alten Friedhof ein. Ich nahm meine schwarzen Kleider aus dem Koffer und zog mich auf der beengten Toilette der Kirche um. Ich schlüpfte in Rock und Strumpfhose, die mich auf der stundenlangen Fahrt zu sehr ins Schwitzen gebracht hätten.

Die ganze Verwandtschaft war da. Ich wurde offensichtlich gemustert. Das Mädchen hat immer noch nicht gelebt. Ich musterte sie ebenfalls, heimlich. Oma hatte einen neuen Gehstock. Einer meiner Cousins hatte einen Glatzkopf und einen Verband am linken Arm. Keiner von ihnen war vollständig. Einige hatten einen Teil von sich für ihre Kinder verkauft, andere, um gesund zu werden, einer für eine Weltreise. Alles war ihnen natürlich nicht anzusehen. Gott allein wusste, was sie alles verhökert hatten.

Ich überlegte, wie viele Glieder ich verkaufen müsste, damit sie alle wieder wie früher wären. Dann wussten sie wieder, wie es sich anfühlte, als Freak unter Freaks zu wandeln, zu leben, ohne zu leben.

Ich hörte ihr Flüstern in meiner Vorstellung: Vielleicht hast du noch nichts gefunden, für das du bereit wärst, alles zu geben, es ist bestimmt angenehm, ein so leichtes und sorgenfreies Leben zu führen.

Sie verstanden nicht! Obwohl mein Vater mir nicht die Schuld am Schicksal meiner Mutter gegeben hatte, wusste ich, dass meine Mutter ohne mich nicht verrückt geworden wäre und sich nicht das Leben genommen hätte. Es war nicht richtig. Wenn sie dachten, mit einer solchen Last ließe es sich leicht leben, hatten sie keine Ahnung.

Es wäre viel einfacher gewesen, wenn ich mich selbst in Stücke gehackt und meinetwegen eine Niere weggegeben hätte, sodass die Schuld verschwunden wäre, die an meinem Herzen nagte. Aber ich war nicht bereit. Doch keiner sagte etwas zu mir. Großtante Aurora musste beerdigt werden.

Ich umarmte Oma und sprach ihr mein Beileid aus. Oma wischte sich die Tränen weg. Wir jüngeren Leute spürten die Wehmut, die das Begräbnis mit sich brachte, aber echte Trauer drang nicht bis in unsere Herzen.

Die Männer der Familie begannen, Erde in das Grab zu schaufeln. Sie prasselte auf den Sargdeckel. Zwischen zwei Birken lehnte sich eine dunkle Gestalt gegen einen Grabstein.

„Wer ist das da?“, flüsterte ich.

Mein Cousin wandte sich um und schnappte nach Luft. Er wurde ganz bleich.

„Es ist wahr, das Gerücht ist wahr.“

Er stupste seine Schwester an, also meine Cousine, und murmelte erschrocken etwas. Die wiederum stieß die Cousine unserer Eltern an. Bald tuschelte der ganze Kreis und zeigte zwischen die Birken, wo die schwarze Gestalt schwankte.

„Was habt ihr denn?“, fragte ich verwundert.

Auch die Schaufler hielten inne.

„Erkennst du ihn nicht?“, fragte mein Cousin. „Das ist Pentti!“

„Pentti, welcher Pentti?“

„Onkel Pentti! Erinnerst du dich nicht? Er ist Auroras Mann.“

„Aber der ist doch vor fünfzehn Jahren gestorben!“

„Eben!“

Pentti schwankte näher heran. Seine Kleider waren von Würmern zerfressen und seine Knochen schienen unter ihnen hervor, nur hier und da hingen Hautfetzen. Am besten erhalten waren die Haare. Er sah aus wie ein wandelndes Skelett, das halb vermodert und halb verweset war und das seine besten, wenn auch leicht angefressenen Lackschuhe und schwarzen Kleider trug.

Die Männer begannen, in einem irren Tempo Erde auf unsere Großtante zu schaufeln, um das Grab zu füllen, bevor Pentti dazukäme. Das Skelett bewegte sich nicht besonders schnell. Schwäche breitete sich in meiner Brust aus. Ich wollte mich an etwas festhalten, aber es war niemand da, der mir so nahe gewesen wäre, dass ich mich getraut hätte. Also stützte ich mich auf das Nachbargrab. Großtante Aurora war begraben und ihr Mann seinem Grab entstiegen. Wer hätte es fertiggebracht, dafür ein Stück von sich zu verkaufen, wer hatte einen so entsetzlichen Wunsch? Oder war dies ein Produkt meines verdrehten Geistes, eine Halluzination, die im Schneegestöber entstanden war? Ich konnte nicht klar denken.

Pentti torkelte zum Grab. Die Leute flohen vor ihm. Er plumpste neben dem Erdhaufen zu Boden, mitten auf den schönen und großen Kranz. Die Blumen wurden unter seinen knöchigen Knien zerquetscht.

„Meine Aurora“, heulte Pentti auf. „Tot! Meine Frau!“

Der Leichenschmaus fand im Gemeindesaal statt. Der Kantor spielte Bach (das brachte den Großteil der Trauergesellschaft zum Weinen). Es gab Eintopf von Rentiergeschnetzelm und danach Kaffee und Kuchen. Der Bruder meiner Tante sagte ein paar Worte, dann die Vertreterin der örtlichen Frauenvereinigung.

Alle sprachen mit zitternder Stimme und ihre Blicke irrten dauernd zu Onkel Pentti hinüber. Er saß am Kopfende des Tisches, neben seinen Kindern, und weinte in seinen Kaffee. Und er war tot und lebendig zugleich.

Niemand hatte Zeit, sich über mein langweiliges Leben zu wundern. Und dass ich mich so aufsparte, dass ich sicher einer Sekte beigetreten sei.

Ich glaubte einzig und allein daran, dass diese Welt nicht stimmte. All diese absoluten Entscheidungen, die Tauschgeschäfte, fühlten sich falsch an. Vielleicht hatte das Weltall selbst unseren Planeten für etwas Gelungeneres verkauft.

Aber jetzt richtete sich alle Aufmerksamkeit auf Pentti. Alle wollten ihm etwas sagen, aber niemand traute sich. Er schien nicht zu begreifen, dass er tot sein sollte. Wenn er es doch begriff, so war er zu erschüttert vom Tod meiner Großtante. Pentti war damals neben seiner Frau eingeschlafen und am nächsten Morgen nicht wieder aufgewacht.

Wir aßen Kuchen und Großtante Aurora lag im Grab und die zitternden und knöchigen Hände ihres Mannes bekamen nichts zu fassen. Seine erschütterten Kinder wussten weder ein noch aus. Das war auch für sie zu viel. Sie hatten die Trauernachricht erhalten und ihren Vater begraben. Sie hatten weitergelebt und all das war fünfzehn Jahre her. Jetzt war auch ihre Mutter tot, aber sie durften sie nicht in Ruhe beerdigen.

Und überall wurde geflüstert. Großtante Aurora ist doch nicht etwa daran gestorben ... Ist sie wirklich daran gestorben, dass nichts mehr von ihr übrig war? Wie hätte sie genug haben können, um jemanden aus dem Grab zurückzuholen? Nein, wie konnte das sein, ihre Großtante! Ihre Mutter! Ihre Tante! Die Matriarchin der Familie.

Ihre Verwitwung hatte Großtante Aurora in einen Schock versetzt, den sie aber überwunden zu haben schien. Sie hatte ein wildes Leben begonnen, wie mein Cousin gesagt hatte.

Sogar ein bisschen zu wild, eindeutig.

Tote sollten tot bleiben, so wollte es das Gesetz der Wünsche und Tauschgeschäfte und das wusste jeder, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war.

Der Pfarrer sah besonders sauer aus. Schließlich erhob er sich, dankte für den Kaffee und ging, dabei murmelte er etwas davon, dass nur Gott das Recht habe, über die Lebenden und die Toten zu entscheiden. Wir mussten wohl eine sündige Sippe sein.

Und mittendrin weinte und klagte Pentti.

Die Beerdigung war vorbei. Wer würde Pentti nach Hause bringen? Er war in schlechter Verfassung und furchtbar anzusehen und roch nach Erde. Seine Kinder waren so durcheinander, dass mein Cousin mir schließlich zuflüsterte, dass wir Pentti am besten ins Auto setzen und nach Hause bringen sollten.

„Aber in wessen Haus?“, fragte ich.

„In sein eigenes.“

Einer der entfernteren Verwandten überlegte, was jetzt mit dem Erbe geschehe. Wie es aufgeteilt werde, wo Pentti jetzt doch zurück in Auroras Haus ziehe. Ich warf ihm einen missbilligenden Blick zu. Auf einer Beerdigung über das Erbe zu sprechen, war taktlos.

Wir lockten Pentti ins Auto. Er heulte die ganze Fahrt über und erkannte uns nicht. Wir waren fünf und sieben Jahre alt gewesen, als wir ihn zuletzt gesehen hatten.

„Pentti“, sagte mein Cousin und sah unseren Großonkel im Spiegel an. „Wir bringen dich in dein altes Zuhause, in Ordnung?“

„Was für ein Zuhause ist das noch, wenn Aurora nicht da ist! Gestern war sie es noch!“

Penttis Stimme rasselte. Ein Wunder, dass von seinen Stimmbändern genug übrig war, um Laute zu formen.

„Großtante Aurora ist vor zwei Wochen gestorben“, sagte ich leise. „Warum taucht Pentti erst jetzt auf?“

„Vielleicht hat es gedauert, sich einen Weg an die Oberfläche zu graben“, überlegte mein Cousin.

„Aber wie konnte er es zwei Wochen ohne Essen aushalten?“

„Er sieht nicht so aus, als könnte er etwas essen, auch wenn er Kaffee getrunken hat. Wenn jemand auf diese Art zum Leben erweckt wurde, kann er vielleicht nicht einmal mehr sterben.“

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Das Entsetzen landete auf meiner Schulter und flatterte dort für den Rest der Fahrt.

Wir fuhren zu Auroras und Penttis altem Zuhause, das ein altersschwaches Holzhaus mitten auf dem Land war. Schnee hatte den Hof bedeckt und das Auto mussten wir am Straßenrand stehen lassen. Pentti klagte den ganzen Weg über. Wir legten ihn in der Stube aufs Sofa und ich entfachte ein Feuer im Ofen und mein Cousin ging auf den Hof, um Schnee zu schippen.

„Ich kann nicht leben“, sagte Pentti, den Blick an die Decke gerichtet.

Die Standuhr tickte.

„Ich fühle mich seltsam. Ich weiß nicht, wo ich gewesen bin. Als wäre keine Zeit vergangen, aber warum ist alles so anders als gestern!“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich überlegte, ob ich Pentti erzählen sollte, dass er gestorben und wiedererweckt worden war, und dass Großtante Aurora in ihrer Verzweiflung und Einsamkeit offenbar etwas weggegeben hatte, dessen Fehlen ihr alter Körper nicht verkraftet hatte, als Preis dafür, dass ihr Mann zurückkehrte.

Das war furchtbar falsch, allen gegenüber. Pentti gegenüber ganz besonders. Ich deckte ihn mit einer Woldecke zu und versuchte, nicht in die schwarzen Augenhöhlen zu sehen. Ich wollte schon gehen, als er mit seiner knochigen Hand mein Handgelenk umklammerte.

„Hilf mir“, krächzte er. „Hilf mir.“

Nach Penttis Rückkehr wandte sich alles zum Schlechten. Er weinte und war unglücklich, sprach dauernd von Aurora und war überhaupt nicht so wie vor seinem Tod. Pentti hatte keine konkrete Vorstellung von Zeit, und alle mieden seine Gegenwart. Seine Kinder wussten nicht, was sie tun sollten. Mein Cousin und ich mussten uns um Pentti kümmern. Mein Studium begann, darunter zu leiden.

Niemand tadelte mich mehr wegen meines langweiligen Lebens. Niemand traute sich auch nur von Tauschgeschäften zu reden, nachdem bekannt wurde, was mit Pentti los war. Tauschgeschäfte waren nicht für Tote bestimmt.

Dunkelheit schien sich auf die gesamte Umgebung gelegt zu haben, und es war nicht die Schwärze des Winters. Sie war düster und verschluckte jede Freude. Alles war durcheinander. Mein Cousin sagte, er denke darüber nach, seine Stelle zu kündigen, obwohl es dafür keinen vernünftigen Grund gab. Alle meine Blumen starben, als hätten auch sie die Beklemmung gespürt. Oma wurde dement. Mein Cousin und ich vermuteten, sie habe es mithilfe irgendeines Tricks fertiggebracht, die Krankheit selbst herbeizuführen, damit sie Penttis Auferstehung vergaß.

Pentti war ein Mensch und er hatte Gefühle. Man konnte ihm nicht sagen, dass er eine Laune der Natur sei und seine Existenz alle ängstige.

Die Kinder fürchteten sich vor Pentti, und seine depressive Stimmung deprimierte auch die Anderen. Er hatte ständig Schmerzen, war er doch nur noch Haut und Knochen. Wahrscheinlich verstand er einigermaßen, dass er nicht am Leben sein sollte. Das Leben in unserer Familie war schon immer ein Balanceakt zwischen zwei Extremen, aber hier war eindeutig eine Grenze erreicht.

Auch ich fühlte mich zunehmend niedergeschlagen. Ich dachte viel öfter an den Tod als früher. Ich dachte an mein unnötiges Leben. Daran, dass ich nie bereit gewesen war und mich nie getraut hatte, etwas wegzugeben, weil ich die Folgen fürchtete. Folgen gab es immer.

Die Anderen kümmerten sich einfach nicht um die Risiken. Sie lebten. Ich hatte meine Haare gegen meinen ersten Kuss getauscht. Der Junge hatte für den Abend meine Gesellschaft genossen. Am nächsten Tag hatte er über meine Igelfrisur gelacht. Meine beste Freundin hatte meine Tat missbilligt. Es sei mir ganz recht geschehen: Ich hätte mit Gefühlen gehandelt.

Zwei Wochen nach Penttis Rückkehr starrte ich mich morgens im Spiegel an. Ich war in düsterer Stimmung und wählte schwarze Kleidung. Erst danach merkte ich, dass ich die Kleider von der Beerdigung übergestreift hatte. Ich frühstückte und versuchte, für eine Prüfung zu lernen, als es an der Tür klingelte. Es war mein Cousin. Er hatte schwarze Ringe unter den Augen und stand krumm wie eine schief gewachsene Zwergbirke.

„Kannst du heute bei Pentti vorbeischaun? Ich weiß, dass ich an der Reihe bin, aber ich kann nicht mehr! Er weint nur und redet von Großtante Aurora, und irgendein entfernter Verwandter ist gekommen, um sich zu beschweren, dass die Stadtverwaltung verlangt, das Erbe an Pentti zurückzugeben, weil der gar nicht tot sei, aber er hat alles schon vor Jahren verschwendet! Und ich soll mich angeblich darum kümmern! Ich habe ihm all mein Geld gegeben und weiß nicht, warum.“

Dann begann mein Cousin zu weinen. Ich versprach, zu Pentti zu fahren. Ich ging wieder ins Haus, um meine Sachen zu holen, und schaute erneut in den Spiegel.

Ich hatte so viel übrig.

Pentti so gut wie nichts.

Er hatte nicht einmal genug Mensch in sich, um zu sterben, obwohl er nicht leben wollte. Aber niemand hatte es geschafft, ihn in seinen vorherigen Zustand zu bringen, zurück unter die Erde.

Mein Cousin und ich hatten zwar in einem schwachen Moment versucht, ihn zu begraben, als er schlief, aber wir hatten ihn wieder ausgraben müssen, weil er angefangen hatte zu heulen und zu klagen, dass er keine Luft bekomme. Meine Tante und mein Onkel wollten nicht einmal von Pentti reden, sie hatten ihn komplett aufgegeben. Wir waren alle zu Monstern geworden. Nur Penttis Tod würde die Dinge wieder in Ordnung bringen, dachte ich, während ich das Auto startete.

Da verstand ich. Ich wusste, was richtig war.

Ich fuhr zu Pentti. Er schluchzte im Schaukelstuhl.

„Hallo, Pentti“, sagte ich. „Hast du etwas essen können?“

Auf dem Tisch stand ein Teller verschimmelte Erdbeersuppe. In Penttis Nähe schien alles schneller zu verschimmeln. Es überzeugte mich nur davon, dass mein Beschluss richtig war. Pentti sah mich mit traurigem Blick an, seufzte. Ich versuchte, nicht auf seine Knochen zu schauen, die unter der Haut hervorschielen, und bemühte mich um ein munteres Lächeln.

„Alles wird wieder gut“, sagte ich. „Ich bin hergekommen, um dir zu helfen, Pentti.“

Ich steckte mir einen Spiegel in die Tasche und ging nach draußen. Die Nacht rauschte um mich herum. Der Friedhof schien mir der passende Ort für den Handel. Ich suchte die beiden schönsten

Birken und bestimmte exakt den Mittelpunkt zwischen ihnen. Dann platzierte ich den Spiegel auf dem Boden.

„Ich bin bereit“, sagte ich zu meinem Spiegelbild. Ich sah mir selbst in die Augen.

Mein Spiegelbild erwachte und dehnte seinen Hals. Mein Spiegelbild änderte seine Form und kroch aus dem Rahmen, sammelte sich dann wieder, aber sah nicht mehr aus wie ich. Es hielt eine Axt in der Hand.

Der Gott der Tauschgeschäfte betrachtete mich abschätzend. Was war übrig, was wegzuschneiden? Ich würde alles verschwenden, was ich je gespart hatte.

Alles würde sich noch zum Guten wenden.

© Briitta Hepo-oja

*Aus dem Finnischen von Claudia Nierste*